Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 1

Artikel: Oktobermorgen
Autor: Blum, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661412

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ein herumziehendes Musikantentrio oder Quartett aus dem Schwäbischen oder Bayrischen, das mit Fiedel, Zither, Hackbrett und anderen volkstümlichen Instrumenten einen aufgelockerten Betrieb in die sonst eher verschlossenen Bauernstuben brachte. Einheimisches Gewächs blieben die Spiele der Jungmannschaft, die mit Pfändern Erheiterung boten und oftmals kleine Eifersüchteleien austragen halfen, wie das «Häkeln», bei dem der Kräftigere den Schwächeren am Finger über die Tischplatte zerrte, und das, wie es heute noch im Appenzellerland gebräuchlich ist, damals auch am Zürichsee beliebt war.

Es störte die Fröhlichkeit der feiernden Winzer am linken Ufer des Zürichsees wenig, wenn der «Ruhm» ihrer Ernte etwas angeschwärzt wurde und, zumal unter dem ja nicht zu entkräftigenden Hinweis auf die Güte eines «Meilemers» oder «Herrlibergers», der Essig des Spottes in den sauren «Bendliker» geschüttet wurde. Sie mögen es eben hingenommen haben und höchstens auch mit gekrümmtem Finger gedroht und «gezäukelt» haben, wenn einer etwa berichtete, der Pfarrherr von Küsnacht habe Klage erhoben, weil ihm eine über den See gespickte Traubenbeere ein Kirchenfenster eingeschlagen habe oder wenn ein besonderer Witzbold behauptete, unter den Jägern sei eine grosse Nachfrage nach solchen Beeren, weil sie, als Flintenkugeln verwendet, eine noch schlagendere Wirkung erzielten als Blei ... Die Derbheit der Uebertreibung, ein bewährter Pfeil auf der Armbrust des Volksspottes, ist vielleicht — neben der tatsächlich «unbezahlbaren» Qualität des Weissen und Roten jener Weinlesen — mit ein Grund dafür gewesen, dass aus den Rebbergen des linken Zürichseeufers Wiesen, Gärten und Pärke wurden. In ihnen allerdings runden sich die Früchte des Landes jeden Herbst zu praller Reife.

Noch einmal gleitet der Blick dessen, der besinnlich wandert, Vergangenem sich entwindend durch die Weite der Lüfte zu den Höhen und Dörfern des anderen Ufers. Ist es das bevorzugte, das von der Natur als Liebling verwöhnte? Viel vergleichendes Abwägen von hüben und drüben, mit verschmitzter Nebenbuhlerei von hüben und drüben oft unternommen, ist durch eine solche Frage schon angeregt worden ... Das Weinufer sei das sonnigere, das wärmere — eben die Reben seien dafür Zeugen — aber die Sonne blende dort infolge der Spiegelung im See auch heftiger und schmerze die Augen. Das linke Ufer gebe die Schau in die Berge stolzer und weiter frei; auf dem rechten aber lockten die stattlicheren Waldungen. Das Weinufer habe die menschlichen Werte des Herkömmlichen besser bewahrt; das Ufer des Zimmerberges aber sei fortschrittlicher. So geht gelegentlich das Hin- und Widerreden. Mögen die Meinungen auf- und niederfluten, wie die Seewellen während des Föhns und sich zumindest darin finden, dass hüben und drüben eine gleiche kernige Sprache geredet werde — «Seebuebe, Seerueche!» — mögen die Bewohner auch freundeidgenössisch sich hänseln, das eine ist gewiss, das eine, das dieser Blick in den Herbst begreift: der heimatliche See mit beiden Ufern, die geschwisterlich nicht ohne einander denkbar wären und sich ergänzen als Spangenfassung einer herzhaft und warm im späten Glanz des Jahres schimmernden Kostbarkeit, die Gemeinsamkeit der Ufer hütet eine Seele der Landschaft, die um sich werben lässt und die ihren inneren Reichtum erst ganz erschliesst, wenn über der verschleierten Bläue des Wassers die Baumkronen sich bräunen.

Der Blick in den Herbst ist der Blick in den Sinn des Lebens; Wechsel und Wandel vollenden sich im Sein und in der Zeit, und im letzten Schein eines Jahres offenbart sich sein ganzes Licht.

Oktobermorgen

Von Ruth Blum

Alle Morgen um sieben Uhr wandere ich vom Dorf zur Bahnstation, durch eine stille, herbstliche Landschaft voll zarter Farben. Die Landstrasse ist mit dürren Blättern übersät, faule Aepfel und späte Nüsse liegen an ihren Rändern. Manchmal hängt der Nebel wie ein dünner Schleier über dem weiten Gelände des Tales, und die schöne Silhouette des Randens verschwindet im silbernen Duft. Dann ist die ganze Welt in leise Wehmut gehüllt, der Winter steht wie eine dunkle Drohung hinter den Bergen, und vom hoch gelegenen Pfarrhaus herab klingt die Melodie eines ernsten Gesangbuchliedes, «Harre meine Seele ...» oder «Wie flieht dahin die Menschenzeit ...» Denn der Pfarrherr unseres Dorfes lässt es sich nicht nehmen, seine Schäflein allmorgendlich mit Trompetenschall zu begrüssen! Wenn das Wetter aber lieblich ist, wenn die Sonne heiter

über den Wäldern erscheint, wählt er eine freundliche Weise aus, und während der frische Gutwetterwind mir seine Töne zuweht, singe ich im Gehen leise mit:

«Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschaffnen Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Dass wir, eh' wir gar vergehn,
Recht aufstehn!»

Auf der Landstrasse rattern in langen Kolonnen die Traubenwagen den ferne liegenden Weinbergen entgegen. In den noch leeren Zubern sitzen kleine Kinder. Von der Landstrasse her sehe ich gerade noch die Zotteln ihrer wollenen Zipfelkappen. Auf den Wagenrändern schmiegen sich abenteuerlich vermummte Gestalten aneinander, schlotternde Frauen, welche die Hände tief in ihre Jackenärmel geschoben haben. Ich beneide diese Winzerinnen nicht. Es ist kein Vergnügen, bei so kaltem Wetter zwischen den taufeuchten Rebstöcken zu stehen und mit steifen Fingern die Trauben aus dem nassen Laub zu zerren. Und doch strahlt aus all diesen rotwangigen Gesichtern unverhüllte Freudigkeit. Mag über dem grossen Fest der Weinernte auch ein missgünstiger Himmel stehen, die Freude dieses Werkes bleibt ewig ungetrübt. Ich erinnere mich des Jahres 1939, als wir Trauben schnitten in tief verschneiten Weinbergen, während die Kinder mit Schlitten neben den Reben hinuntersausten. Es war so kalt, dass uns das Augenwasser auf den Wangen vereiste — und dennoch sangen und jauchzten wir den ganzen Tag!

Oktoberabend

Und wieder, indes ich abends vom Bahnhof heimwärts schreite, marschiere ich mit grossen Schritten neben den Zuberfuhren her, aber diesmal sind die Bottiche bis zum Rande mit blauen Trauben gefüllt, Wagen um Wagen rattert gemächlich durch das verdämmernde Land, von Peitschenknallen und Jubilieren begleitet. Gross ist die Freude über den reichen Segen des Jahres, und das ganze Abenddorf steht im Zeichen dionysischer Betriebsamkeit. Ich lasse es mir nicht nehmen, nach dem Nachtessen durch die Strassen zu schlendern, um mit Augen und Ohren die selige Unruhe des Herbstes auszukosten, diese Unruhe, die für mich alle Jahre vom gleichen bestrickenden Zauber ist. Das Weinbauernblut meiner dörflichen Vorfahren regt sich mächtig in mir. Es treibt mich, unter manche sperrangelweit offen stehende Kellertüre zu treten und dem Knattern der Beerlimaschinen, dem Poltern der Weinpressen zu lauschen. Ich sehe die Bückiträger, die mit schweren Rückenlasten über die kleine Wagenleiter steigen und den Segen in die Bottiche des Kellers schütten. Ich höre den hölzernen Stöpsel in der duftenden Brühe quietschen und weiss, dass alle diese Werke so alt sind wie unser Dorf selbst. Oder ich stehe schmausend am übervollen Zuber eines guten Vetters und fische mir mit beiden Händen die schönsten und grössten Trauben heraus. Es ist indessen tiefe Nacht geworden, aber das Dorf erstrahlt in einem Lichtermeer. Alle Fenster sind erhellt, Stallaternen tanzen durch finstere Winkel. Die breite Dorfstrasse ist eine einzige Barrikade von Traubenwagen, fahrbaren Pressen und Automobilen! Eine helle Glocke bimmelt durch die trübe Nacht, und irgendwo aus dem Dunkel verkündet die bekannte Stimme des Weibels, dass im «Schwanen» Extra-Herbstschüblinge zu kaufen seien. Aber die Unruhe des Herbstes bleibt nicht auf die Strasse beschränkt. Sie dringt über die Kellertreppe ins Innerste aller Bauernhäuser, sie schleicht bildlich gesprochen, in die letzte Ecke der bäuerlichen Wohnung. Und jeder fremde Eindringling, der nicht mit den Bräuchen dieses Landes vertraut ist, wird ihr Opfer. Er bleibt, ehe er die Haustüre ganz aufgestossen hat, an der klebrigen Klinke hängen, die vor ihm die Winzerinnen mit ungewaschenen Traubenhänden berührten. Er stolpert im halbdunklen Korridor über die abgestellten Eimer und Gelten und schlägt sich das Schienbein wund. Er stösst unter dem Küchentisch einen Korb mit Schnittrauben um und wird gleichzeitig Zeuge, wie die Kartoffeln anbrennen und die Milch überläuft, weil niemand Zeit hat, nach dem Herde zu schauen. Aber er verwundert sich auch, dass seine Missgeschicke ihm weder drohende Blicke noch böse Worte eintragen, weil in diesen Tagen die uralte Zauberformel «Macht nüt, da goht in Herbscht!» alle Gemüter besänftigt. Oh, der Wein ist ein mächtiger Wunderkünstler, noch ehe er vergoren ist! Er, der den Reichtum dieses Dorfes begründet, wird gleichsam in der Wiege schon gehätschelt und gepflegt, und alles, was seinetwegen geschieht, «macht nüt und goht in Herbscht!»

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Freiestr. 101, Zürich 7. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich.